

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

142 (22.6.1927) Die Mußestunde

Und während der Hauptling mich zu meiner Hütte begleitete, erzählte er, wie das Orakel ohne den geheimnisvollen roten Saft, dessen Zufammenfügung nur der älteste Mann des Dorfes kenne, noch in der letzten Nacht sterben würde. Immer vor wichtigen Ereignissen werde eine Jungfrau von den Göttern zum Orakel ausgewählt, und dadurch sei es möglich, den Rat der Vorfahren einzuholen. Kein wichtiger Entscheid werde ohne diesen Rat gefällt. — Als ich allein in meiner Hütte saß, klang mir immer und immer wieder die Warnung des Orakels in den Ohren: „Hüte dich vor Latoo!“

Wie konnte dieses Mädchen wissen, daß ich einen Träger dieses Namens hatte, da ich ja erst seit einer Stunde im Dorfe war und meine Träger erst gegen Mitternacht eintreffen konnten?

„Zufall!“ sagte ich mir, aber gleich daneben war eine andere Stimme: „Zufall?“

Denn wahrlich, wenn mir jemand überfallen konnte, so war es Latoo, den ich einst erwischte, wie er meinem Papagei, fröhlich grinsend, eine Schwanzfeder ausriß. Dies hatte mich derart in Wut gebracht, daß ich ihm eine schallende Ohrfeige verabreichte und ihn mit einem Fußtritt zur Hütte hinausbeförderte. Ob er mir nun dies nachtrag und sich auf irgendeine Art rächen wollte?

Latoo war kein Fidschianer, sondern ein Eingeborener der Siamoinel, viel dunkler als die Fidschianer und im Gesicht ein richtiger Menschenfresser. Sein Ausbruch hatte mir nie gefallen, aber sein Körper war so stark gebaut, daß er mir als Träger willkommen war.

Die Fidschianer hatten ihn gleich von Anfang an nicht leiden mögen, und mein Diener sagte mir am ersten Abend: „Ho no good! bad eye, I no like him.“

Schritte weckten mich aus diesen Gedanken, und als ich mich umdrehte, stand hinter mir — Latoo. Grünelnd zeigte er seine scharfen Menschenfresserzähne; in seinen grünlich schillernden Augen leuchtete etwas Hinterlistiges, Barbarisches.

Zwei Tage waren vergangen, und die dritte Nacht kam heran, schweiß und unheilswanger. Je dunkler es ward, desto bedenklicher schien mir, was ich soeben gesehen: Von einem Spaziergange zurückkehrend, war mir ein eigenartiges Geräusch aufgefallen, das aus einem dichten Gebüsch zu kommen schien. Leise näher tretend, sah ich — Latoo, am Boden kauend und forschend an einem Stein sein Messer wehend. Von Zeit zu Zeit fuhr er prüfend mit dem Daumen über die Schneide und nickte befriedigend mit dem Kopfe. Ich warne wulstigen Lippen suchte ein barbarisches Lachen, und seine scharfen Raubtierszähne leuchteten weiß aus dem schwarzen Gesichte.

Mir graute vor diesem Menschen, und Unheil ahnend schritt ich eiligst meiner Hütte zu. Doch kaum hatte ich diese betreten, da fuhr ich erschreckt auf, denn ein dringliches und warnend tönte von neuem der Schrei des Orakels in meinen Ohren: „Hüte dich vor Latoo!“

Es war mir um so unheimlicher, da ich wußte, daß die Einwohner des Dorfes zu einem Feste gegangen, und außer mir nur ein paar ganz alte Leute zurückgeblieben waren. Jetzt fiel mir auch ein, wie Latoo meine übrigen Träger am Vormittag überredet hatte, ebenfalls an dem Feste teilzunehmen, und wie er am Nachmittag noch einmal zu mir gekommen war, um mir zu sagen, daß nun auch er ins Nachbarort zum Feste gehe. — Wie es sich nun aber zeigte, war er wahrscheinlich am Abend wieder zurückgekehrt und hatte sich hinter dem Busch auf die Lauer gelegt.

Nur mein treuer Diener war bei mir geblieben. Er saß am Feuer und braute Tee. Dann wandte er sich plötzlich um und sagte meine Gedanken erratend: „Herr, Latoo ist gefährlich. Ich habe ihn beobachtet, er hant Böses. Wir müssen heute nacht wachen.“

Und damit löschte er das Feuer und legte sich in der Ecke beim Eingange nieder.

Draußen schien der Mond; da wir im Dunkeln saßen, konnten wir deutlich sehen, was sich vor der Hütte ereignete.

Das war eine bange Nacht. Langsam, langsam schlichen die Minuten vorüber; Stunden vergingen — nichts rührte sich. Meine Augen schmerzten vom Starren nach dem Eingange. Der Diener war eingeschlafen, wie ich aus seinen tiefen Atemzügen hörte; man konnte es ihm nicht abnehmen, denn auch ich war todmiß nach dem anklingenden Marisch, und kämpfte . . . kämpfte verzweifelt mit dem Schläfe . . .

Einige Stunden später erwachte ich plötzlich zum Bewußtsein, mit dem Gefühl, daß etwas geschehen sei. — Und wirklich, jetzt vernahm ich ein leises Geräusch vor der Hütte.

Ala, er kommt, dachte ich und griff nach einer schweren Fidschianerkugel, denn eine andere Waffe hatte ich nicht.

Wieder hörte ich das Geräusch, diesmal näher — — — und dann sah ich einen schwarzen Kopf, der sich ganz, ganz bebuckelt über die Schwelle hob . . . ein Messer blitzte zwischen weißen Zähnen . . . ein dunkler Körper folgte . . . Jetzt verschwand beides im Dunkel der Hütte.

Nur zwei grünlich schillernde Punkte . . . die Augen eines Raubtiers . . . näherten sich schleichend der Stelle, wo ich lag . . . Grausen packte mich, Grausen, das nur derartige nachfühlenden kann, der selber schon, des Nachts im Dschungel, die glühenden Augen eines sprunghaftigen Panthers auf sich ruhen fühlte. — — —

Der Mond warf durch irgendeinen Spalt im Dach einen Streifen Licht quer über den Boden. Der dunkle Körper, der sich jetzt ganz deutlich vom helleren Eingange abhob, stakte einen Augenblick, dann hob sich der schwarze Schatten lautlos über den lichten Fleck.

Wieder sah ich das grausame Messer funkeln, diesmal aber in der Hand des Ungeheuers.

Ich bemühte mich ganz ruhig zu liegen und gleichmäßig weiter zu atmen, obwohl mein Herz die Brust zu prennen drohte, unter dem gleichgültigen Neugern aber spannten sich alle meine Muskeln. Die Augen hielt ich heinab geschlossen, um mein Wackeln nicht zu verraten, und das rechte Knie hatte ich, bereit zum Stoße, eng an den Körper gezogen. — — —

Noch zwei Schritte . . . noch ein Schritt . . . jetzt war die Bestie an meiner Seite. Langsam hob sich der Arm mit dem grauischen Messer . . .

Da fauste mein Fuß mit voller Kraft durch die Luft und traf den Körper in die Magengegend. Er knappte zusammen wie ein Messer und wälzte sich am Boden. Mit einem Saße hatte ich den Keil gepackt, und mein Diener, der durch den Lärm aufgewacht war, half mir ihn festbinden.

Dann war meine Kraft zu Ende. — — —

Die Weiberfreude des Hegau

Von Karl Bärner, Konstanz.

Das Hegaufrüchtigen Blumenfeld war einst ein zum Kloster Stein a. Rh. gehöriger bambergischer Besitz, der als Lehen an die Klosterbrüder von Klingenberg und von diesen wieder an die von Klingenberg kam. Das Schloß wurde nach der Zerstörung im Städterkrieg (1441) durch v. Klingenberg wieder aufgebaut. Im Laufe der Jahre wechselten Ort und Schloß öfter seine Besitzer. Ständig aber war das malerische Städtchen mit seinen festen Mauern und Türmen und seinem einzigen charakteristischen Tor über die Wiberbrücke, das Eingangs- und Ausgang zugleich war, ein Zuweil im Lande und Ritteranton Hegau. Fast doch ein altes Lied davon:

Engen, Thengen, Blumenfeld
Sind die schönsten Städt' der Welt,
Wäre Engen mit dabei
Wär' es nix mit allen dreil.

Man darf aber schon sagen, daß die beiden letzten Strophen nur des Reimes wegen hinaugebüchelt wurden, denn alle drei Städtchen, jedes für sich, waren gleich schön und stark, moorn man sich heute noch überzeugen kann. Auch heute noch hat Blumenfeld nur einen einzigen Eingang und Ausgang über die Wiberbrücke.

Im Jahre 1499 brachen die Eidgenossen mit einem Heere von 12 000 Mann im Hegau ein, wo sie innerhalb einer Woche zwölf Dörfer, Flecken und Schloßer niederbrannten. Es sollte dies ein Vergeltungsfeldzug sein für einen früheren Einbruch in der Eidgenossenschaft; welche frühere Unternehmung von der deutschen Ritterschaft aber ebenfalls eine Vergeltung genannt wurde. Beides stimmt! Der wahre Grund war aber der, daß man zu damaliger Zeit eben Wert darauf legte, sich kriegerisch zu betätigen und seine Freude daran hatte, dem andern Schaden zuzufügen.

Nachdem die Eidgenossen die erwähnten Taten vollbracht hatten, zogen sie nach Blumenfeld um den Schloßherrn, mit dem sie in Hühnchen zu rupfen hatten, in ihre Gewalt zu bekommen und dann die Stadt in Flammen aufgehen zu lassen. Brandmale waren immer die Reichen endgültigen Sieges. Um den Schloßherrn, den Freiherren von Thengen, war es den Eidgenossen aber besonders zu tun, denn er hatte den Eidgenossen gegenüber sein Wort gebrochen. Diese Echnucht nach seiner Person aber kannte der Herr von Thengen sehr genau, wenn er in ihre Hände fiel; daher leate er sich mit samt seinen Dienstmännern hinter die Mauern des uneinnehmbaren Städtchens und dachte nicht daran, sich kamplos zu ergeben. Bei welchem Vorhaben ihn die Bevölkerung tatkräftig unterstützte. Es war dies blindlings geliebte deutsche Treue, denn ohne den Wortbruch des Schloßherrn hätten die Eidgenossen keinen Grund gehabt, der Stadt feindselig gesinnt zu sein; womit aber nicht gesagt sein soll, daß ohne diesen Grund der Angriff nicht erfolgt wäre. Schon damals war man um Gründe zum Beweis von Feindschaften nicht verlegen. Aber auch die Ehegatten des Schloßherrn, die schöne Roleneagerin, wirkte bei der Verteidigung kräftig mit, indem sie Blumenfelder Mannen kräftig ermutigte, sich selber hinter die Mauern stellte und bei der Verteidigung selber mit Hand anlegte. So ging das schon über zwei Wochen lang am größten Horn der Eidgenossen, die dabei manchen guten Streiter verloren.

Es war vorauszu sehen, daß das Geschick des Städtchens und seiner Bewohner lediglich nach der Menge der vorhandenen Lebensmittel zu berechnen war, denn an Gnade war bei der Wut der Eidgenossen nicht zu denken. Die Blumenfelder waren aber sparsam mit ihren Vorräten, konnten sie durch nächtliche Streifzüge über den anliegenden Höhenkam hinweg auch wieder ergänzen, und machten so auch auf diese Weise den Belagerten die Zeit recht lang. Auf Entfess konnten die Blumenfelder nicht rechnen, hielten aber auf gut Glück aus. Und da geschah das halbe Wunder, daß sich die Eidgenossen wahrscheinlich aus purer Langeweile zu Verhandlungen herbeiließen. Von Seiten der Stadt wurde zu diesen Beratungen die bessere Hälfte des Schloßherrn bestimmt; zum Vorteil der Stadt und zum Vorteil der Herrschaft. Bei aller aufgewendeten Schlaubeit konnte die Roleneagerin aber die Bedingungen der Stadtübergabe nicht vereiteln, und sie konnte die Eidgenossen auch nicht davon abbringen, daß ihr Gatte, der Freiherren von Thengen, ausgeliefert werden mußte. Dagegen waren die Belagerten bereit, der ganzen Bevölkerung freien Abzug zu gewähren mit einer Traglast ihres

Gutes, welche Veräußerung auch der Freiherren gewährt wurde. Mehr konnte die kleine Frau wirklich nicht erreichen; aber es war viel, denn bei sonstigen Verhandlungen ähnlicher Art wurde meist nur das nackte Leben gerettet.

Die Zeit des Abszuges der Bevölkerung kam. Etwas entfernt vom Tore standen die ersten Gruppen des schweizerischen Kriegsvolkes mit einem Hauptmann an der Spitze. Das Tor wurde geöffnet, und heraus kam zuerst die Schloßherrin, angeht mit ihrem kostbarsten Gewand, trägt und über roll behängten mit Goldschmuck, und auf dem Rücken lag sie ihre zugestandene Traglast — ihren Gatten, den Herrn von Thengen, der verhandlungsgemäß ausgeliefert werden sollte. Darüber waren die Eidgenossen nicht wenig überrascht. Die Roleneagerin aber schritt mit ihrer schweren Last mutig weiter, bis ein schweizerischer Kriegsmann seine Hand nach dem kostbarsten Schmuck der Frau ausstreckte. Ob unter dem „kostbarsten Schmuck“, wie die Uebersetzerinnen berühren, ein wertvolles Goldschmuck oder der Gatte der Freiherren zu verstehen war, ist nicht erläutert. Jedenfalls aber gab bei dieser Gelegenheit einen Anstöß, bei welchem diese schwere Traglast abgesetzt werden konnte; daß diese zu Recht bestand, darüber herrschte bei den Schweizern kein Zweifel, denn sie war ordnungsgemäß aus dem Tor getragen. Trotzdem gab es natürlich eine Auseinandersetzung, bei der die Roleneagerin ihre Traglast energisch verteidigte. Das alles aekiel den schweizerischen Hauptleuten so wohl, daß sie „der edlen Schwabenfrau lautes Lob sollten ob ihrer ehelichen Treue und Unabhängigkeit“, und lieben sie darauf mit samt ihren Schätzen und ihrem Schatz ungeschädigt abschieden.

Ebenso wie die treuen Weiber von Weinsberg ihre Männer retteten und damit Kaiser Konrad III. im Jahre 1140 ein Schwimmbad schlugen, ebenso tat es bei der Frau von Thengen gegenüber den Eidgenossen. Und die Führer des tapferen Heeres waren über die Auslegung ihres Zugeständnisses sicher genau so verunndert, wie vordem die Ritter vor der Burg Weinsberg; sie brachten aber für die weibliche Verschlagenheit denselben Gelmut auf wie der bewährte kaiserliche Vorkämpfer. Ja sogar soll der eidgenössische Kriegsmann, der freudentlich seine Hand nach der Frau ausgestreckt hatte, nur mit knapper Not der Strafe an Leib und Leben entgangen sein.

Aus alten Urkunden

S. R. Sattel, Karlsruhe.

I.

Eine Zwangsrauung im badischen Markgräflerland.

Am 6. November 1737 ist Johannes Meyer von Mengau, auf Befehl des „Landesvaters“, des Markgrafen Carl Wilhelm v. Baden, des Gründers der Residenzstadt Karlsruhe, mit Barbara Pfisterin, von dem Herrn Diakon Zanden, in der Kirche zu Müllheim getraut worden.

Der Iohannes glaubte zwar auch ohne Heirat die Freuden der Ehe kosten zu können, denn er wollte von einer Heirat mit der schönen Barbara partout nichts wissen. Ja, trotzdem das rudiische Bärdel ihm schon vor Wochen ein süßes Geheimnis mitgeteilt hatte. Da trat Sereuissimus, dem die Sache irgendwie zu Ohren gebracht wurde, auf den Plan.

Kaiserband befahl er dem Herrn Pfarrer von Müllheim den Iffian Johannes mit dem angezeigten Bärdel zu verheirathen. Das ging zwar nicht so einfach; denn Johannes wollte absolut nicht sich verheirathen lassen, und wehrte sich mit Händen und mit Füßen gegen den Befehl des Landesvaters. Aber es half ihm alles nichts.

„Nein, ich will sie nit!“ Er bekam sie doch. Aber vier Wächter mit bewaffneter Hand waren nötig, um den flüchtigen Hans Klein zu fangen. Sie haben ihn Klein bekommen. Mit Gewalt und Gottesbülfe wurde Johannes in die Kirche geführt, an den Altar geschleppt und dem trauten Bärdel auf Allerhöchsten Befehl zum Ehegemahl gegeben.

Die Eintraugung im Traubuch von 1737 lautet:

1737 den 6. November ist Johannes Meyer v. Mengau auf Sereuissimi hohen Befehl in der Kirche allhier, von dem Herrn Diakon Zanden mit Barbara Pfisterin, welcher Meyer, sup. promissione matrimonii, — geschwänert, copuliert worden, weß erstanter Meyer absolut nicht heirathen wollen, ist er von 4 Wächtern, — armata mano — in die Kirche geführt, zum Altar eingeschleppt, seine Hand mit Gewalt in die Hand der Pfisterin eingeschlagen worden und er beständig Klein saate, ich will sie nicht etc., hat Herr Diakomes — ex mandato Sereuissimi — Ja gesagt —

Soweit der Chronist des Traubuches von 1837.

Wie sich diese Zwangsehe weiter entwickelte, hat er leider verlesen zu berichten. —

II.

Eine moisteröse Geschichte.

(Aus dem Lotenbuch der Stadt Müllheim 1784.)

Am 3. Mai 1784 früh um 8 Uhr starb in diesem Ort Müllheim Johann Martin Hofmeister, ein cath. Priester, von Rotenburg am Neckar gebürtig, alt 38 Jahre.

Nota. Er wurde von dem hiesigen Glaser Johann Fühlin, Johann Jac. Hartmann und übrigen ihren Anhängern hierher be-

schieden, um den Geist, der in Fühlins Ader bei der Wehr Wab einen Schatz bewahren soll, zu beschwören. Er ging auch bei Nacht auf den Ader, wohin ihn Johann Dorn, der Zinnmacher geführt, in Stola mit Wehwasser und geweihter Kerze und machte sein Exorcismus; über dieser Arbeit wurde er von Karl Friedrich Biderreich, dem Dorn die Sache verrathen, ergriffen, abgeführt und auf die Wache geführt, von dannen man ihn folgenden Morgens in Thurn gebracht.

Bei seinem Verbör mußte er die Sache gestehen und ein bei sich gehabter Brief, worin die Worte befindlich er seyn — aut modicaro aut adulterare coactus, überwieh in seiner Betrügerei. Nachdem er bei 4 Wochen innegelesen, klagte er sich am 1. Mai, verslobt bald die Sprache und den 3. ejusdem früh 8 Uhr starb er an Convulsionen. Bei der mit ihm vorgenommenen section wurde seine Lunge voll Geschwüre gefunden, woraus und übrigen Umständen die Herrn Pbsici geurtbeilte, er sey ein Säufer gewesen. Anfangs sollte er nach Art der tolleranz mit Gefang und Klang bestrafen werden. Weil er aber nicht als ein cath. Priester, sondern als ein Sauer und Beschwörer anzusehen, so wurde ein ander Expediens gefunden und er auf den Abend nach Ballrechten geführt und daselbst auf dessen Gottesader begraben.

Welt und Wissen

Geschlechtsumwandlung bei Fischen. Von jeher hat sich die Naturwissenschaft mit der Frage beschäftigt, auf welche Weise das Geschlecht der Tiere entsteht. Wunderbar war die Entdeckung, daß zum Beispiel die Bienen es in ihrer Gewalt haben, aus den Eiern ihrer Königin, männliche, weibliche oder geschlechtslose Wesen zu erzeugen, je nachdem, ob die Eier befruchtet oder unbefruchtet benützt werden, und wie reichlich man die Larven, die aus den Eiern ausschlüpfen, in der entscheidenden Entwicklungszeit ernährt. Nun hat der Tübinger Zoologe J. W. Harns bemerkenswerte Beobachtungen darüber gemacht, daß bestimmte Fische ihr Geschlecht im Laufe ihres Lebens verändern können. Es handelt sich dabei nicht etwa um Experimente, die unter vorsichtigen Vorbedingungen im Aquarium ausgeführt worden sind, sondern um normale, in der freien Natur sich ereignende Vorgänge. Der Zahnärztlings, Fischehorus, Kellert, ist ein buntes, in südamerikanischen Gewässern vorkommendes Fischegen, das in deutschen Aquarien häufig gehalten wird. Die Zahnärztlings bringen lebendige Junge zur Welt. Man hatte schon früher beobachtet, daß bestimmte Fische nach einer gewissen Zeit ihre Geschlechtsmerkmale verändern und zum Beispiel die Farben und die äußere Form des andern Geschlechts annehmen; aber man glaubte, daß diese Umwandlung nur eine scheinbare sei, und in Wirklichkeit das ursprüngliche Geschlecht erhalten bliebe. Inzwischen ist festgestellt worden, daß beim Zahnärztlings Weibchen, die einige Jahre lang lebende Junge zur Welt brachten, sich von selbst und ohne äußeren Einfluß den Männchen anpaßten, indem sie ihre Eierstöcke vergrößerten und an ihrer Rückenlinie eine stärkere Pigmentierung zeigten; die neuen Männchen sind dann fähig, andere Weibchen zu befruchten. Besonders eigentümlich ist es, daß während der zumeilen drei bis vier Monate dauernden Umwandlung die Weibchen weiter in der Lage bleiben, Junge zu erzeugen, und erst nach abgeschlossener Umwandlung erinnert bei dem Fischegen nichts mehr an das feminine Geschlecht. Die Veränderung des Geschlechts ist bei den Zahnärztlingsen offenbar sehr häufig. Gibt es doch unter den Jungfischen viel mehr Weibchen als Männchen, während unter den älteren Zahnärztlingsen die Männchen viel stärker an Zahl sind. Dies kann unmöglich auf eine stärkere Sterblichkeit der Weibchen zurückgeführt werden, da gerade die Männchen weniger widerstandsfähig und Krankheiten aller Art mehr ausgesetzt sind als die Weibchen. Die Umwandlung selbst erfolgt in den verschiedensten Lebensstadien; sowohl Jungfische wie ältere Weibchen verandern sich in Männchen. Am diese Umwandlung zu erklären, hat man die Behauptung aufgestellt, daß sich nach einer gewissen Zeit die weibliche Geschlechtsbrühe bei diesen Fischen erschöpfe. Eine reifliche Auffklärung aller mit der Geschlechtsumwandlung zusammenhängenden Fragen ist jedoch noch nicht erfolgt.

Die Entdeckung des Goldes in Alaska. Lange Zeit wußte man nicht, woher die Indianer in Alaska das Gold für ihre Pierzen gewonnen. Erst dem Goldsucher Josef Juneau gelang es, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, indem er sich als ihr Stammesgenosse aufnahm und dann entfloß. Nach ihm wurde die Stadt Juneau benannt. Silberbogenboden, das hinter dieser Stadt liegt, und aus dem die Indianer ihre Reichthümer holten, hat aber keine Bedeutung verloren, sobald das Gold dort erschöpft war. An der Gasteaufstraße hinter dem Orte Douglas hat sich aber eine bedeutende Mine entwickelt, über die das „Erdbleichlein für 1927“ (Frankische Verlagsbandlung, Stuttgart, 1927, S. 150) folgende erstaunliche Tatsache berichtet: Im Jahre 1881 mußte John Tradwell, ein Baumeister aus San Francisco, wider seinen Willen dieses Schürfgelände übernehmen, weil der Besitzer ihm 800 \mathcal{M} schuldete, die er nicht bezahlen konnte. Aus diesem kahlhügeligen Hügel hat sich eine der größten Goldquarzenminen der Welt entwickelt, die a. B. 1905 Gold im Werte von 8 000 000 Mark ergab. In Alaska wurden 1898 auch im Gebiete von Cape Nome Goldlager entdeckt. Es ist längs der Meeresküste ein Streifen, der Goldflecken enthält. Das Gold wird dort ausgewaschen und zwar bereitet die Gewinnung seine Schwierigkeit.